

# Wie Jappe und Do Escobar boxen - oder sich doch nur prügeln? : Sport in Thomas Manns Erzählwerk

Autor(en): **Elsaghe, Yahya**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Colloquium Helveticum : cahiers suisses de littérature générale et comparée = Schweizer Hefte für allgemeine und vergleichende Literaturwissenschaft = quaderni svizzeri di letteratura generale e comparata**

Band (Jahr): - **(2012)**

Heft 43: **Die Literatur und ihr Spiel = La littérature et son jeu**

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1006306>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Wie Jappe und Do Escobar boxen – oder sich doch nur prügeln?

### Sport in Thomas Manns Erzählwerk

#### I

Der Spieltypus ‚agon‘ oder ‚compétition‘<sup>1</sup> und insbesondere seine heute politisch, ökonomisch und massenmedial wichtigste Variante, als sportlicher Wettkampf,<sup>2</sup> kommt bei Thomas Mann bemerkenswert selten vor. Das hat vermutlich verschiedene Gründe, persönliche, soziale, kulturgeschichtliche.

Persönlich-biographisch hat es wohl etwas mit dem Naturell des Autors zu tun. Dieser brachte es in Schulsport oder Turnen nur gerade zur Zensur „mangelhaft“, der schlechtesten seiner Zeugnisse.<sup>3</sup> Er war so „unkriegerisch“<sup>4</sup> wie der homodiegetische Erzähler von *Wie Jappe und Do Escobar sich prügeln*, der vom realen Autor geradeso schwer zu unterscheiden wäre wie derjenige der nächstälteren Erzählung, *Das Eisenbahnunglück*. Überhaupt sind diejenigen unter Thomas Manns Figuren, die die größten Affinitäten zu seiner eigenen Person aufweisen, auch Tonio Kröger etwa oder Hanno Buddenbrook, keine Bewegungstalente wie der Reiter Hans Hansen oder wie die jungen Hagenströms, „Kraftmenschen“,<sup>5</sup> „Prachtkerle“, „die besten Turner

<sup>1</sup> Vgl. Roger Caillois, *Les Jeux et les hommes. Le masque et le vertige*, Paris, Gallimard, 1967, S. 50–55.

<sup>2</sup> Vgl. Johan Huizinga, *Homo Ludens. Vom Ursprung der Kultur im Spiel*, Reinbek b. Hamburg, Rowohlt, 2011, S. 211–214.

<sup>3</sup> [Julius] Schubring und [Ludwig Hermann] Baethcke, „Abgangszeugnis. Paul Thomas Mann, 16. März 1894“, *Thomas Mann. Ein Leben in Bildern*, hg. von Hans Wysling und Yvonne Schmidlin, Zürich, Artemis & Winkler, 1994, S. 63.

<sup>4</sup> Thomas Mann, *Große kommentierte Frankfurter Ausgabe. Werke – Briefe – Tagebücher*, hg. von Heinrich Detering et al., Frankfurt a. M., Fischer, 2002 ff., Bd. 2.1, S. 487. (Im Folgenden zitiert als GKFA 2.1, 487.)

<sup>5</sup> Thomas Mann, *Notizbücher 1–6*, hg. von Hans Wysling und Yvonne Schmidlin, Frankfurt a. M., Fischer, 1991, S. 100.

der Schule“; und schwimmen können sie „wie Seehunde“. <sup>6</sup> Wie Hanno sich um „die Turnspiele“ drückt und sich vor dem Turnlehrer ekelt, der sie veranstaltet – er soll ständig „nach Schweiß und Bier“ stinken –, <sup>7</sup> so trennte Thomas Mann, um es auf sein hierfür stehendes Nietzsche-Zitat zu bringen, ein Pathos der Distanz auch vom Männlichkeitsideal seiner Kindheit und Jugend, „als“, so steht es wieder in seiner Erzählung von Jappe und Do Escobar, „als Kraft, Mut und jederlei rauhe Tugend [...] sehr hoch im Preise stand und alles mögliche für weichlich galt“. <sup>8</sup>

Sozial- und milieutheoretisch gesehen, wird Thomas Manns idiosynkratischer Unsportlichkeit sodann eine sehr bestimmte Herkunftsidentität entgegengekommen sein, die er ja seinerseits mit einem Tonio Kröger oder Hanno Buddenbrook teilte. Denn was über die Zugehörigkeit zum lübischen wie zu jedem anderen Patriziertum entschied, vom Adel ganz zu schweigen – die Turnspiele schwänzt Hanno mit Kai Graf Mölln zusammen <sup>9</sup> –, war die Geburt. Es war, mit anderen Worten, ‚hasard‘ oder ‚alea‘. <sup>10</sup> Insofern konnte und durfte Thomas Mann das Prinzip aller ‚compétition‘ zeitlebens suspekt bleiben. An seiner Reserve gegen das pure Leistungsprinzip à la Hagenström hielt er nota bene auch zu der Zeit noch fest, da er selber reüssierte und nachdem dieses also längst aufgehört hatte, ihn persönlich, als notorischen Schulversager, verkrachten Gymnasiasten und wilden Studenten, mit sozialer Deklassierung unmittelbar zu bedrohen. Am vielleicht deutlichsten spricht sich die so gewährte Reserviertheit des Arrivierten im Oxymoron von den „angeborenen Verdiensten“ aus, das er verschiedentlich <sup>11</sup> von Goethe übernahm. <sup>12</sup> Schon in der Novelle, die er unmittelbar nach *Jappe und Do Escobar* schrieb, legte er es seinem eigenen alter ego in den Mund oder ans

<sup>6</sup> GKFA 1.1, 686.

<sup>7</sup> GKFA 1.1, 685–687. Zum durchaus berüchtigten Bierkonsum der deutschen Turner vgl. Christiane Eisenberg, „*English sports“ und deutsche Bürger. Eine Gesellschaftsgeschichte 1800–1939*, Paderborn et al., Schöningh, 1999, S. 257.

<sup>8</sup> GKFA 2.1, 482 f.

<sup>9</sup> Vgl. GKFA 1.1, 686 f.

<sup>10</sup> Vgl. Roger Caillois, a. a. O., S. 56–60.

<sup>11</sup> GKFA 10.1, 126; GKFA 15.1, 856 f.; GKFA 19.1, 325.

<sup>12</sup> Vgl. Johann Wolfgang von Goethe, „Dichtung und Wahrheit. Dritter Theil“, in: ders., *Werke*, hg. i. A. der Großherzogin Sophie von Sachsen, Weimar, Böhlau, 1887–1919, Abt. I, Bd. 28, S. 45.

Herz, einem „Dichter [...] all dieser Moralisten der Leistung“,<sup>13</sup> der aber doch auch ein „*aristokratisches* Interesse für seine Abstammung“ hat und „gewohnt“ ist, „bei den Leistungen und Erfolgen seines Lebens der Vorfahren zu gedenken“:<sup>14</sup> „Gustav Aschenbach *oder von Aschenbach*“.<sup>15</sup> Bereits die Alternative dieses Incipit, indem sie Aschenbachs Adelstitel als einen „persönlichen“,<sup>16</sup> meritokratisch erworbenen ausweist, deutet auf eine Oszillation zwischen den beiden eigentlich gegensätzlichen Prinzipien, die aber in der Figur des so Eingeführten in einer für den Neofeudalismus charakteristischen Weise zusammenfinden, das bürgerlich-kompetitive Leistungsethos eben und die feudal-aleatorische Kategorie des Standesprivilegs.

Kulturhistorisch endlich war oder wurde Thomas Mann der Zeitzeuge eines spielgeschichtlichen Umbruchs. Das Intervall, in dem dieser sich abspielte, deckt sich ungefähr mit den Jahrzehnten, die die Erzählung von Jappe und Do Escobar mit ihren chronologischen Eckdaten umspannt.

1911 publiziert und 1910 entstanden, kolludiert sie denn zunächst ziemlich unverkennbar mit der Vorkriegsmentalität. Ein Hypergermane mit dem gutdeutschen Namen „Jappe“, der seinen Träger schon etymologisch, von den ‚Geschichten Jaakobs‘ her, als archetypischen ‚winner‘ auswies, besiegt hier einen Spanier, in dessen Namen und Titel freilich gleich zwei romanische Sprachen kontaminiert sind; wobei man diese Kontamination wiederum mit der Schlappe zusammenbringen könnte, die „Do Escobar“ einzustecken hat. Der portugiesische Titel des angeblichen Spaniers ließe sich nämlich über den Weg erklären, auf dem dessen Name mutmaßlich zu Thomas Mann gelangte. Den Namen „Do Escobar“ wollte Thomas Mann von seiner Mutter gehört haben,<sup>17</sup> die bekanntlich in Brasilien aufgewachsen war. Der in diesem, also portugiesischsprachigen Umkreis seinerzeit berühmteste Träger des spanischen Geschlechtsnamens war Patricio Escobar, zur mutmaßlichen Zeit der Handlung paraguayischer Präsident. Patricio Escobar tat sich in einem Krieg besonders

<sup>13</sup> GKFA 2.1, 512.

<sup>14</sup> GKFA 2.1, 568; im Original keine Hervorhebung.

<sup>15</sup> GKFA 2.1, 501; im Original keine Hervorhebung.

<sup>16</sup> GKFA 2.1, 515.

<sup>17</sup> „Brief vom 27. November 1911 an Hans von Hülsen“, *Thomas Mann*, hg. von Hans Wysling, München, Heimeran, und Frankfurt a. M., Fischer, „Dichter über ihre Dichtungen 14/I–III“, 1975–1981, Bd. 14/I: 1889–1917, S. 389.

hervor, den Paraguay gegen Brasilien vom Zaun gebrochen hatte und katastrophal verlieren sollte; was alles haargenau zur literarischen Figur dieses Nachnamens passte, die Aggressivität, die endlich vernichtende Niederlage, aber eben auch die portugiesisch-spanische Kontaminationsform.

Wie dem aber auch sei und ob man Titel und Namen nun in der Weise mit der endlichen Niederlage ihres Trägers konnotativ assoziieren darf oder nicht: Auf jeden Fall besteht dessen Part als ‚loser‘ nur zur einen, argloseren Hälfte darin, dass ein Deutscher den so oder so als solcher überdeterminierten Romanen verprügeln und physisch übel zurichten wird. Hernach werden *die Deutschen* auch noch in corpore den schon geschlagenen Wichtigtuer von Ausländer demütigen, der „den leichtbeweglichen Südländer [...] spiel[t]“<sup>18</sup> und dem vor lauter Eitelkeit die Hosen herunterrutschen. Denn aus „Schönheitsgründe[n]“<sup>19</sup> um also eine gute Figur zu machen und weil er ein allzu gutes ‚simulacré‘ seiner selbst abgeben möchte, prügelt er sich mit teilweise entblößtem Oberkörper, auch ohne „Tragbänder“<sup>20</sup> an den jetzt nur noch lose sitzenden Hosen; und beim Versuch, diese wieder hochzuziehen, lässt er die Hälfte seiner Deckung so sträflich fallen, dass ihm sein Gegner einen entscheidenden Wirkungs- und Siegestreffer zu „verabfolg[en]“<sup>21</sup> vermag.

Situiert ist diese Bloßstellung und Erniedrigung des Ultraromanen vorerst noch in der Heterotopie eines Travemünder Urlaubserlebnisses und einer Jugenderinnerung aus der Zeit „nicht lange nach dem Kriege“<sup>22</sup> von 70/71. Die Jahrzehnte aber, die die Erzählung mit ihren Eckdaten so umspannt, decken sich ziemlich genau mit dem Intervall, in dem sich ein spielritueller Paradigmenwechsel vollzog. Was man heutzutage unter Sport versteht, kam erst in diesen Jahrzehnten auf. Zumal im Deutschen Reich war es etwas noch ziemlich Neues. Damals begannen hier die diversen Wettbewerbssportarten das bodenständige Turnen nach und nach zu verdrängen (so wie dieses zu-

18 GKFA 2.1, 497.

19 GKFA 2.1, 497.

20 GKFA 2.1, 493, 495, 497.

21 GKFA 2.1, 497.

22 GKFA 2.1, 482.

vor die Gymnastik verdrängt hatte<sup>23</sup>). Das Turnen war, auch in der zeitgenössischen Wahrnehmung, wie sie sich einem etwa aus Konversationslexika erschließt, „wesentlich verschieden von dem Sportswesen [...] und von der Athletik“.<sup>24</sup> Spieltypologisch handelte es sich beim Turnen um etwas prinzipiell anderes als um ‚agon‘ und ‚compétition‘ oder dann doch der Tendenz nach eher um ‚vertige‘ oder ‚ilinx‘.<sup>25</sup> Es wurde denn auch nicht in Form von Wett-‚kämpfen‘ ritualisiert, sondern in sehr bezeichnenderweise so genannten Festen oder ‚Tagen‘, also ungleich weniger kompetitiven Veranstaltungen. Diese waren schon insofern nicht agonistisch angelegt, als sie Höchst- und Einzelleistungen geringer prämierten denn das Durchschnittsniveau einer Mannschaft.<sup>26</sup> Das Turnen war „mehr [...] an die Gemeinschaft [...] gebunden[]“, „während der Sport im allgemeinen mehr die [...] Betätigung des einzelnen gestattet“.<sup>27</sup>

Alles in allem dürfte es also gar kein Zufall sein, wenn der Sport im heute gängigen Sinn körperlicher ‚compétition‘ in Thomas Manns Gesamtwerk so selten vorkommt und dass er dort, *wo* er vorkommt, in der Regel nur an den Rändern des fiktionalen Raums erscheint. Sport ‚machen‘ bei Thomas Mann hauptsächlich marginale, sozusagen exzentrische Figuren. Diese sind vorwiegend landesfremd. Oder sie gehören dem ‚anderen‘ Geschlecht an. Oder beides.

Ein Beispiel aus dem Frühwerk: Am Ende des Zyklus *Tristan*, im Dänemark-Kapitel des *Tonio Kröger* mit seiner so wenig sporttauglichen, in Melancholie und ‚Hamletism‘ verstrickten Titelfigur, spielen drei im genausten Sinn ‚stereotype‘ Amerikaner mit ihrem ‚Gouver-

<sup>23</sup> Vgl. Philipp Sarasin, *Reizbare Maschinen. Eine Geschichte des Körpers. 1765–1914*, Frankfurt a. M., Suhrkamp, 2001, S. 317–326; Christiane Eisenberg, „*English sports*“, a. a. O., S. 96–120.

<sup>24</sup> *Brockhaus' Konversations-Lexikon*, Leipzig, Brockhaus, 141908, Bd. 16, S. 7–10, s. v. ‚Turnen‘, hier S. 7; ohne Hervorhebungen des Originals. Vgl. Henning Eichberg, „Schneller, höher, weiter“. Der Umbruch in der deutschen Körperkultur um 1900 als Signal gesellschaftlichen Wandels“, in: ders., *Die Veränderung des Sports ist gesellschaftlich. Die historische Verhaltensforschung in der Diskussion*, hg. von W[ilhelm] Hopf, Münster, Lit, „Sport: Kultur, Veränderung 2“, 1986, S. 185–207.

<sup>25</sup> Vgl. Roger Caillois, a. a. O., S. 67–71.

<sup>26</sup> Vgl. Christiane Eisenberg, „*English sports*“, a. a. O., S. 259.

<sup>27</sup> *Der Große Brockhaus. Handbuch des Wissens*, Leipzig, Brockhaus, 151928–1935, Bd. 19, S. 204–206, s. v. ‚Turnen‘, hier S. 204.

neur oder Hauslehrer [...] Fußball“.<sup>28</sup> Unter dieser Lehnprägung zu ‚football‘<sup>29</sup> war höchstwahrscheinlich auch seinerzeit schon das zu verstehen, was das Wort im Gegenwartsdeutschen bedeutet.<sup>30</sup> Freilich hatte das einstweilen erst so beschimpfte „Strauchballspiel“, die „Fußlümmelei“ oder „englische Krankheit“,<sup>31</sup> im damaligen Deutschland noch längst nicht die Popularität, deren es sich daselbst heute erfreut. Zu alledem, zur Lächerlichkeit und zur angelsächsischen Herkunft des neuen Mannschaftssports, aber auch zu diesem als solchem,<sup>32</sup> stimmt sehr hübsch die buchstäbliche Stereotypizität der drei angeblich amerikanischen, de factis allerdings eher britischen Spieler, eine komische Ununterscheidbarkeit und Simultaneität ihrer klonartig koordinierten Erscheinungen,<sup>33</sup> komisch in dem genauen Sinn, den Henri Bergson dem Wort gegeben hat.<sup>34</sup>

Oder ein Beispiel aus dem Alterswerk, das hier aber mit dem Frühwerk kommuniziert, mit dem *Tristan-Zyklus* und über diesen mittelbar auch mit *Tonio Kröger*. Unter den Übungssätzen aus dem Englischunterricht, den in der *Betrogenen* ein wieder ziemlich stereotyper Amerikaner und ehemals guter Athlet den Düsseldorfern und Düsseldorfern erteilt, gibt es vor allem anderen – weil vom Erzähler mehrfach süffisant wiederaufgenommen – einen „breitschultrigen Tennisspieler“ namens Alfred, der dem „jugendlich kräftig[en]“

<sup>28</sup> GKFA 2.1, 302. Zur Bedeutung von „Gouverneur“ vgl. Yahya Elsaygh, *Krankheit und Matriarchat. Thomas Manns „Betrogene“ im Kontext*, Berlin und New York, de Gruyter, „Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte 53 [287]“, 2010, S. 24.

<sup>29</sup> Vgl. Wolfgang Pfeifer et al., *Etymologisches Wörterbuch des Deutschen*, Berlin, Akademie-Verlag, 1989, Bd. 1, S. 491, s. v. ‚Fuß‘, vs. Jacob Grimm und Wilhelm Grimm et al., *Deutsches Wörterbuch*, Leipzig, Hirzel, 1854–1971, Bd. 4, Abt. I, 1. Teil, Sp. 1013, s. v. ‚Fußball‘.

<sup>30</sup> Vgl. z. B. *Meyers Konversations-Lexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens*, Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1895–1897, Bd. 6, S. 1019, s. v. ‚Fußball‘.

<sup>31</sup> Zitiert nach Christiane Eisenberg, „Deutschland“, *Fußball, soccer, calcio. Ein englischer Sport auf seinem Weg um die Welt*, hg. von ders., München, Deutscher Taschenbuch Verlag, 1997, S. 94–129, hier S. 124, Anm. 7.

<sup>32</sup> Vgl. Hanns-Marcus Müller, „Bizepsaristokraten“. *Sport als Thema der essayistischen Literatur zwischen 1880 und 1930*, Bielefeld, Aisthesis, 2004, S. 64–70.

<sup>33</sup> Vgl. Yahya Elsaygh, „Thomas Manns Amerikaner. Stereotypie und Exilerfahrung“, *Germanic Review* 84/2, 2009, S. 151–176, hier S. 155–158.

<sup>34</sup> Vgl. Henri Bergson, *Das Lachen. Ein Essay über die Bedeutung des Komischen*, Zürich, Die Arche, 1972, S. 39–48.

Sprachlehrer nicht wenig gleicht.<sup>35</sup> „[Ü]ber den“, Alfred, werde „so manches Rühmliche [...] ausgesagt“: „Alfred is a tennis play-err. His shoulders are thirty [korrigiert aus: ‚fifty‘] inches brr-oaoadd“; wie „die Schultern“ eben auch des Lehrers selbst „von stattlicher Breite“ sind, seine Beine dazu lang und seine Hüften schmal.<sup>36</sup>

Die Kontaktstelle zum Frühwerk bildet nun gerade dieser fiktive „Alfred, the tennis play-err“.<sup>37</sup> Denn bei ihm handelt es sich gewissermaßen um einen Wiedergänger aus jenem gut und gerne ein halbes Jahrhundert älteren Novellenzyklus. Dort, in *Luischen*, trägt ein seinerseits bestens gebauter Alfred,<sup>38</sup> Lätner mit Nachnamen, einen „Lawn-Tennis-Anzug“.<sup>39</sup> Wirklich gespielt wird Tennis jedoch weder im Düsseldorf der *Betrogenen* noch an dem Ort, wo Alfred Lätner seinen „Tennis-Anzug“ zur Schau trägt; einer namenlosen, aber auf jeden Fall deutschen Stadt, deren Ortsangaben indessen am ehesten auf Lübeck deuten. (Eine „Kaiserstraße“ beispielsweise gab es hier wie dort.<sup>40</sup>)

Sondern Tennis, jeweils als gemischtes Doppel, wird entweder in einem märchenhaft-utopischen Großherzogtum gespielt, in *Königliche Hoheit*, und zwar, wie fast zu erwarten, von Amerikanern,<sup>41</sup> oder dann gar nicht mehr auf deutschem Boden und weit abseits der Reichsgrenze. So das einzige Tennis-Match, das im Gesamtwerk eine eigentliche Beschreibung erfährt (mit einer indessen schwer anachronistischen Verteilung der Positionen auf die Geschlechter.<sup>42</sup> Der Anachronismus ergab sich dadurch, dass die Entstehungszeit der betref-

<sup>35</sup> Thomas Mann, *Gesammelte Werke*, Frankfurt a. M., Fischer, <sup>2</sup>1974, Bd. 8, S. 895. (Im Folgenden zitiert als GW 8, 895.)

<sup>36</sup> GW 8, 894 f.

<sup>37</sup> GW 8, 895.

<sup>38</sup> Zur auch anderweitigen Besetztheit des Vornamens „Alfred“ vgl. Yahya Elsäghe, „Die kleinen Herren Friedemänner. Familie und Geschlecht in Thomas Manns frühesten Erzählungen“, *Zerreißproben/Double Bind. Familie und Geschlecht in der deutschen Literatur des 18. und des 19. Jahrhunderts*, hg. von Christine Kanz, Bern und Wetztingen, eFeF, „Gender Wissen 10“, 2007, S. 159–180, hier S. 165, 168.

<sup>39</sup> GKFA 2.1, 168.

<sup>40</sup> GKFA 2.1, 168; „Register der Einwohner nach der Reihenfolge der Häuser in den Straßen der Stadt und den Vorstädten“, *Lübeckisches Adreß-Buch. 1879*, Lübeck, Schmidt & Erdtmann, o. J. (Nachdruck Lübeck, Schmidt-Römhild, 1978), S. 328–432, hier S. 370.

<sup>41</sup> GKFA 4.1, 219.

<sup>42</sup> Vgl. Christiane Eisenberg, „*English sports*“, a. a. O., S. 203.



fenden Partie, die Thomas Mann in den Fünfzigerjahren auch anhand eines Artikels aus der *damaligen* Tagespresse schrieb,<sup>43</sup> mittlerweile schon sechs Jahrzehnte hinter die erzählte Zeit zu liegen kam, 1895.)

In den späten Kapiteln des *Felix Krull* sind es Portugiesen, die Tennis spielen beziehungsweise Tennis zu spielen verstehen, allen voran Suzanna Kuckuck. Diese freilich, um derentwillen Krull sich auf das Spiel überhaupt einlässt, hat immerhin einen deutschen, wenn eben auch emigrierten Vater. Und eindeutig deutsch – oder nach gewissen zeitgenössischen Maßgaben so eindeutig deutsch nun auch wieder nicht, nämlich deutsch-jüdisch – ist die Abiturientin, die in *Unordnung und frühes Leid* Golf spielt<sup>44</sup> und sich über dieses Spiel, einen typischen ‚flirtsport‘,<sup>45</sup> möglicherweise auch noch weiter zu assimilieren versucht.<sup>46</sup> Allerdings gehört sie einer Generation an, die dort ihre nationale Identität verrät, ja selbst ihre abendländische Distinguiertheit einbüßt, wenn sie sich bis zu den amerikanischen „Neger-Amusement[s]“ der Jazz-Musik herablässt.<sup>47</sup>

Mit solcher Xenophilie hat es im gegebenen Problemzusammenhang vielleicht dieselbe Bewandnis wie anderwärts mit der – gerne angelsächsischen – Landesfremdheit der meisten Mannschen Sportsfreunde. Wie in Hinblick auf jene drei Fußballspieler schon angedeutet, reflektiert diese vermutlich einen kulturgeschichtlichen Adaptionsvorgang. Bekanntlich verschlug es so gut wie alle der heute zählenden Sportarten von außen in den deutschen Kulturraum. Genau gesagt, schon die Namen der ‚Sport‘-arten verraten es ja (Fußball, ‚Golf‘ und ‚Tennis‘, „Lawn-Tennis“), gelangten sie aus England dorthin. Sie kamen, heißt das, aus dem Epizentrum des Hochkapitalismus, dessen Konkurrenz- und Maximierungsdenken, der „Gemeinschaft“ weniger förderlich als dem „einzelnen“, dem Spieltypus ‚compétition‘ so frappant genau entspricht.<sup>48</sup>

<sup>43</sup> Vgl. Hans Wysling und Yvonne Schmidlin, *Bild und Text bei Thomas Mann. Eine Dokumentation*, Bern und München, Francke, 1975, S. 144; GKFA 12.2, 651 f., 796; freundlicher Hinweis von Kira Köllges, Bern, vom 6. Dezember 2012.

<sup>44</sup> Vgl. GW 8, 635.

<sup>45</sup> Vgl. Christiane Eisenberg, „English sports“, a. a. O., S. 234.

<sup>46</sup> Vgl. ebd., S. 213.

<sup>47</sup> GW 8, 647.

<sup>48</sup> Vgl. Bero Rigauer, *Sport und Arbeit. Soziologische Zusammenhänge und ideologische Implikationen*, Frankfurt a. M., Suhrkamp, 1969, S. 16–28.

Wenn in den Romanen und Erzählungen Thomas Manns gelegentlich und ausnahmsweise doch deutsche Männer sich in den neuen Sportarten versuchen oder sich auch nur den Anschein geben, sie zu treiben, dann meist unter Verleugnungen ihrer Nationalität, wie sie eben längst nicht erst unter jener republikanisch-unordentlichen ‚Generation Golf‘ auszumachen sind. Schon deswegen, aber auch sonst kippt der Spieltypus ‚compétition‘ bei solchen Gelegenheiten regelmäßig in den Typus ‚simulacre‘ oder ‚mimicry‘.<sup>49</sup> Felix Krull zum Beispiel, in der betrügerisch angenommenen Gestalt eines luxemburgischen Adligen (und väterlicherseits ohnehin kein ‚reiner‘ Deutscher), gibt sich „keck“ und „verwegen[]“ ja bloß als einer *aus*, der das „Tennispiel“ beherrscht oder es mindestens einmal beherrschte.<sup>50</sup> „[I]n Wirklichkeit“ hat er „den Sport [...] so wenig wie einen anderen je betrieben“.<sup>51</sup>

Solche Unsportlichkeit gehört wohl nicht ganz zufällig in den Merkmalsatz des Helden. Der mit ihr gegebene Abstand vom Sportprinzip ‚compétition‘ bildet jedenfalls das passgenaue Komplement zum Prinzip ‚alea‘, das den Bekenntnissen des Hochstaplers partout zugrunde liegt, oder, mit einer hier haargenau treffenden Begriffsprägung Max Webers, zum „Gnadenaristokratismus“<sup>52</sup> ihres autodiegetischen Erzählers. Nicht von ungefähr sollte in den ungeschriebenen Teilen des *Krull*-Romans das Glücks- und Sonntagskind im Spielcasino horrende Gewinne einstreichen dürfen.<sup>53</sup> Und nicht umsonst gelingt es ihm in den letzten realisierten Kapiteln, so überzeugend einen Adligen, und das heißt eben einen zu spielen, den von Geburt an das aleatorische Prinzip dezidiert begünstigte.

Nicht ebenso entschieden gelingt hier indessen das ‚simulacre‘, das Krull auf dem Tennisplatz voll- oder aufführt, nicht ungeeignet, bei diesem ‚flirtsport‘ par excellence<sup>54</sup> „erotisches Interesse“ zu erre-

<sup>49</sup> Vgl. Roger Caillois, a. a. O., S. 61–67.

<sup>50</sup> GKFA 12.1, 262, 371.

<sup>51</sup> GKFA 12.1, 393 f.

<sup>52</sup> Max Weber, „Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus“, in: ders., *Die protestantische Ethik*, hg. von Johannes Winckelmann, Gütersloh, Gerd Mohn, 81991, Bd. 1: *Eine Aufsatzsammlung*, S. 27–277, hier S. 148.

<sup>53</sup> Vgl. Hans Wysling, *Narzißmus und illusionäre Existenzform. Zu den „Bekenntnissen des Hochstaplers Felix Krull“*, Bern und München, Francke, „Thomas-Mann-Studien 5“, 1982, S. 421, 495.

<sup>54</sup> Vgl. Christiane Eisenberg, „English sports“, a. a. O., S. 199 f.

gen.<sup>55</sup> Wenn dabei die „Wirklichkeit“ seines blutigen Anfängertums nur halbwegs ans Tageslicht kommt und wenn sein „augenverblendende[s]“<sup>56</sup> Spiel zur andern Hälfte dennoch glückt, so liegt das wesentlich auch an der ‚mimicry‘ seines Kostüms. Die „Entschlossenheit“ und ‚Begeisterung‘ nämlich, die ihn einigermaßen bestehen zu lassen scheinen, bezieht Krull aus der „überzeugenden Tracht“ eines „untadelige[n] Sportdreß“.<sup>57</sup>

Auch schon an jener ersten, mehr als fünfzig Jahre älteren Stelle übrigens könnte sich die Tennis-Sportlichkeit eines Deutschen im ‚simulacre‘ eines kunstgerechten Tenues erschöpfen. Denn ob das ‚sportsmanship‘ Alfred Läutners über seinen modisch-distinkten<sup>58</sup> „Anzug“ hinausreicht, fällt unter die Leerstellen von *Luischen*. Jedenfalls trägt Läutner seinen „Tennis-Anzug“ bei einer Gelegenheit, bei der er nicht gerade durch ‚fair play‘ und dergleichen sportliche Tugenden glänzt. „[S]chmuck und fröhlich am Kamin“ stehend – „weil er behauptet[], nicht so lange ruhig sitzen zu können“ –, beteiligt er sich maßgeblich, wo nicht federführend an der empörend tiefen Demütigung eines, man kann schlecht noch sagen: Konkurrenten.<sup>59</sup> Denn dieser, ein Eunuch von düpiertem Ehegatten, wäre ihm ohnehin schon himmelweit unterlegen. Der mann-männlichen Rivalität um die Frau, als schauerlicher Grotteske einer ‚compétition‘, stünde dieser Begriff hier selbst beim allerbesten Willen nicht mehr zu.

Auch scheint es der als ein solcher wenigstens ausgestaffierte Sportsmann ja sehr nötig zu haben, auf die Überschüssigkeit seiner physischen Energien hinzuweisen. Dabei passt diese Selbstdarstellung seiner ‚fitness‘ nicht besonders gut zu dem konkreten Standpunkt, vom dem aus er sie zum besten gibt. Denn der Kamin, an dem er seinen angeblich so übervitalen Körper paradiert, soll trotz eines be-

<sup>55</sup> Thomas Mann, *Tagebücher*, hg. von Peter de Mendelssohn und Inge Jens, Frankfurt a. M., Fischer, 1977–1995, hier *Tagebücher 1949–1950*, S. 238. Vgl. Christiane Eisenberg, „*English sports*“, a. a. O., S. 201.

<sup>56</sup> GKFA 12.1, 394.

<sup>57</sup> GKFA 12.1, 393 f.

<sup>58</sup> Vgl. z. B. auch GKFA 4.1, 87; zu den praktischen Hintergründen solcher Anzüge – den fehlenden Umkleideräumlichkeiten der Tennisklubs – und den Einwirkungen des Sportkleidungsstils auf die Freizeitmode im allgemeinen Christiane Eisenberg, „*English sports*“, a. a. O., S. 198, 219 f.

<sup>59</sup> GKFA 2.1, 168 f.

reits „ins Land gezogen[en]“ Frühjahrs<sup>60</sup> „noch ein wenig geheizt“ sein.<sup>61</sup>

Vor allem aber markiert der weitere Kontext den mutmaßlich verweichlichten Träger der Tennismontur mehrfach in einer Weise als Angeber und Aufschneider, die einem nahelegen kann, die Frage nach seinem wahren Sportlertum zu Gunsten eines bloßen ‚simulacre‘ zu verneinen. Sein „Lächeln in den Augen“, weiß die Erzählinstanz, sei „sehr bewußt“.<sup>62</sup> Bewusst scheinen auch seine übrigen Eigenschaften zu sein. So beliebt es ihm denn „in Gesellschaft [...] das naive Genie“, eine *contradictio in verbo*, zu „spielen“.<sup>63</sup>

Wie dem aber auch sei und wie auch immer man die Unbestimmtheitsstellen von *Luischen* füllt: Keinen solchen Ermessensspielraum lässt einem der Roman, in dem die überhaupt sportlichste Erscheinung des Gesamtwerks auftritt und wo solche Sportsmännlichkeit bezeichnenderweise mit extremer Anglophilie einhergeht, ja mit blankem Selbsthass auf alles Deutsche. Rüdiger Schildknapp, der sich hier so sportlich gibt, nennt der Erzähler des *Doktor Faustus* rundheraus einen „Blender“:<sup>64</sup>

Die Sportlichkeit seiner Erscheinung war irreführend, denn er trieb gar keinen Sport, ausgenommen ein wenig Skilauf mit seinen Engländern zur Winterzeit in der „Sächsischen Schweiz“, wobei er sich aber leicht Darmkatarrhe zuzog, die meiner Meinung nach nicht ganz harmlos waren; denn trotz seiner braunen Gesichtsfarbe, seinen breiten Schultern stand seine Gesundheit nicht auf den festesten Füßen, und als noch jüngerer Mensch hatte er eine Lungenblutung gehabt, neigte also zur Tuberkulose. Seinem Glück bei Frauen entsprach meiner Beobachtung nach nicht ganz das Glück, dessen sie sich bei ihm erfreuten [...].<sup>65</sup>

Dem „Anglisten und Anglomanen“<sup>66</sup> bekommt das bisschen Sport demnach durchaus nicht, das er, wie der Erzähler unüberhörbar despektierlich schreibt, mit „seinen“ Engländern treibt; zwar noch in Deutschland, aber doch in der Sächsischen *Schweiz*, das könnte heißen oder insinuieren, wenn man die Interpretation des Toponyms damit

<sup>60</sup> GKFA 2.1, 166.

<sup>61</sup> GKFA 2.1, 168.

<sup>62</sup> GKFA 2.1, 165.

<sup>63</sup> GKFA 2.1, 165.

<sup>64</sup> GKFA 10.1, 247.

<sup>65</sup> GKFA 10.1, 247.

<sup>66</sup> GKFA 10.1, 241.

auch etwas presste, schon in einer Art interner Emigration. Und übel wie Schildknapp bekommt das Skilaufen bekanntlich auch Hans Castorp, einem vordem eben noch „brauchbare[n] Tennisspieler und Ruderer“, der aber immer lieber Zuschauer geblieben war<sup>67</sup> und jedenfalls in der erzählten Zeit mit Joachim Ziemßen ansonsten nur gerade Schach spielt, genauso wie Adrian Leverkühn mit Serenus Zeitblom.<sup>68</sup>

Abgesehen von diesem Denksport und diversen Kartenspielen, die als solche indessen immer auch schon mehr oder minder dem Prinzip ‚alea‘ unterliegen, gibt es bei Thomas Mann höchstens eine Stelle, an der deutsche Männer sich eine ohne Vorbehalt sportsmäßige ‚compétition‘ liefern. Diese aber bestätigt die Regel oder ratifiziert die Erklärung der Regel, deren Ausnahme sie bildet. Denn bei dem hier veranstalteten handelt es sich um ein altes Spiel, einen Präzisionssport, der über die französische Hofkultur nach Deutschland gelangt zu sein scheint, wie im Übrigen wieder schon die Namen vermuten lassen, „Billard“ oder „Carambolage“.<sup>69</sup>

Eine „Carambolage“ spielen die Gäste der Buddenbrooks zur Einweihung des Hauses „Dominus providebit“<sup>70</sup> (eine religiös verklausulierte Formulierung für den Gnadendaristokratismus des Erwählungsprinzips ‚hasard‘). Das bedeutet, sie teilen sich aus diesem Anlass in gegnerische Mannschaften. Solcher Parteiung entspricht die Konversation, die sie währenddessen führen. Indem sie sich um politische Fragen dreht, bringt sie wirtschaftliche Interessen zum Vorschein, deren Konflikt hier beinahe in einen ungeschönten Zwist ausartet. Solch handfestem „Kongflick“ kommt in letzter Minute eine poetische Sonderform des Spieltyps ‚simulacre‘ zuvor. Dadurch werden die politisch-ökonomischen Rivalitäten abgelenkt in eine homo-sozial-zotige Aggression der Männer gegen die Frau, vielleicht auch der Stadtbürger gegen den Hof:

Dann aber begann man vom Zollverein zu sprechen... oh, Konsul Buddenbrook war begeistert für den Zollverein!

<sup>67</sup> GKFA 5.1, 50. Zum Rudern als typischem Akademikersport vgl. Christiane Eisenberg, „*English sports*“, a. a. O., S. 210.

<sup>68</sup> GKFA 10.1, 435, 445.

<sup>69</sup> GKFA 1.1, 43.

<sup>70</sup> GKFA 1.1, 661, 671.

„Welche Schöpfung, meine Herren!“ rief er, sich nach einem geführten Stoße lebhaft umwendend, zum anderen Billard hinüber, wo das erste Wort gefallen war. „Bei erster Gelegenheit sollten wir beitreten...“

Herr Köppen aber war nicht dieser Meinung, nein, er schnob geradezu vor Opposition.

„Und unsere Selbständigkeit? Und unsere Unabhängigkeit?“ fragte er beleidigt und sich kriegerisch auf sein Queue stützend. [...]

„Aber ich bitte Sie, Buddenbrook“, fing Grätjens an, indem er sich lang über das Billard beugte und den Stock auf seiner knochigen Hand sorgsam zielend hin und her bewegte, „dieser Zollverein... [...]“

„Dann giebt es einen Konflikt –!“ Herr Köppen stieß zornentbrannt das Queue auf den Boden. Er sagte „Kongflick“ und stellte jetzt alle Vorsicht in Betreff der Aussprache hintan. „Einen Kongflick, da versteh’ ich mich auf. Nee, alle schuldige Achtung, Herr Senator, aber Sie sind ja woll nich zu helfen, Gott bewahre!“ [...]

Gottlob, daß Jean Jacques Hoffstede ankam! Arm in Arm mit Pastor Wunderlich trat er herein, zwei unbefangene und muntere alte Herren aus sorgloserer Zeit. [...]

Er ließ sich gemächlich auf einem Stuhl nieder, den Spielern gegenüber, die, auf ihre Queues gestützt, an den Billards lehnten [...] und verlas [...]:

„Als Sachsens Marschall einst die stolze Pompadour  
Im goldnen Phaeton – vergnügt spazieren fuhr,  
Sah Frelon dieses Paar –

o, rief er, seht sie beyde!

Des Königs Schwerdt – und seine Scheide!“<sup>71</sup>

## II

An der Carambolage der *Buddenbrooks*, da sie eben mit einem schwellenden Interessenskonflikt enggeführt ist und weil dabei entsprechend „kriegerisch[es]“ Vokabular mobilisiert wird, kann man die soziobiologischen Impulse noch erkennen, die bei Spielen des Typs ‚compétition‘ in Hegels dreifachem Wortsinn ‚aufgehoben‘ sind. Ihre Sublimation ist auch beim Billardspiel, mit seinen Stöcken oder „Queues“, längst noch nicht bis zur Entstellung fortgeschritten – um von der Sexuelsymbolik seiner ‚pool‘-Variante ganz zu schweigen.

Ein Jahrzehnt später, in *Wie Jappe und Do Escobar sich prügelten*, sind solche Impulse noch deutlicher greifbar und naturgemäß noch viel weniger sublimiert. Denn dort geht es, cum grano salis, um einen

<sup>71</sup> GKFA 1.1, 43–45.

Boxkampf; mag er auch noch nicht regelkonform sein, seinen Namen also nur erst halb und halb verdienen und hier denn auch nicht so genannt werden. Überhaupt sollten das englische Lehnwort ‚boxen‘ und seine Ableitungen erst in der Zwischenkriegszeit in Thomas Manns aktives Vokabular eindringen; und zwar erscheint es von nun an in durchweg negativ konnotierten Kollokationen: „wild[]“,<sup>72</sup> „blöd[]“,<sup>73</sup> „grotesk[]“,<sup>74</sup> „banal[]“,<sup>75</sup> „Unsinn“,<sup>76</sup> „Niedergang [...] und [...] Rückschlag“,<sup>77</sup> „Verrohung und Verflachung“,<sup>78</sup> „Riesenwelle exzentrischer Barbarei und primitiv-massendemokratischer Jahrmarktsroheit“<sup>79</sup> – und so fort.

Die Rohheit des Boxens, wie jede andere Kampfsportart auch und anders als das Mächtetern-Tennis, worin Krull dilettiert, beruht auf einer unverstellten und notwendigen Kombination zweier Spielprinzipien. Das Prinzip ‚compétition‘ ist hier a limine kombiniert mit dem Prinzip ‚simulacre‘. Simuliert wird in jedem Kampfsport, aber beim Boxen besonders offensichtlich, die mörderische ‚compétition‘, sei es um Ressourcen oder um das Weibchen, das „Glück bei Frauen“. Gespielt kurzum wird ‚survival of the fittest‘, um es auf eine Formel zu bringen, die natürlich nicht zufällig aus derselben Sphäre stammt wie der Boxsport und der Industriekapitalismus.

In Thomas Manns Erzählung, entstanden zu einer Zeit, als die ersten deutschen Boxvereine gegründet wurden,<sup>80</sup> kann man der Sublimierung des blutigen Ernstfalls zur ‚mimicry‘ seiner selbst in actu zusehen. Das „Faustduell[]“<sup>81</sup> von Jappe und Do Escobar, anders formuliert, changiert noch zwischen Duellernst und Sportspiel.<sup>82</sup> Der „ungesetzliche[] Ehrenhandel“,<sup>83</sup> wie ihn der Erzähler mit einer sachlich so falschen wie fehlleistungspsychologisch aufschlussreichen

<sup>72</sup> GW 11, 878 f. [1930].

<sup>73</sup> GW 13, 598 [1926].

<sup>74</sup> GW 10, 743 [1930].

<sup>75</sup> GW 9, 108 [1921].

<sup>76</sup> GW 10, 668 [1926].

<sup>77</sup> GW 11, 879 [1930].

<sup>78</sup> GW 13, 598 [1926].

<sup>79</sup> GW 11, 878 [1930].

<sup>80</sup> Vgl. Michael Kohtes, *Boxen. Eine Faustschrift*, Frankfurt a. M., Suhrkamp, 1999, S. 41.

<sup>81</sup> GKFA 1.1, 686.

<sup>82</sup> Vgl. Christiane Eisenberg, „*English sports*“, a. a. O., S. 90.

<sup>83</sup> GKFA 2.1, 493.

Formel nennt – sie wäre nur einem eigentlichen Duell angemessen, während Schlägereien bei ‚mutual consent‘ unter die Offizialdelikte weder fallen noch fielen –, der also fälschlicher-, aber bezeichnenderweise so genannte ungesetzliche Ehrenhandel hat als solcher, als *Ehrenhandel*, einen realen Anlass, der sich zum „Kriegsfall“<sup>84</sup> auswächst. Er ist Teil eines ganz persönlichen Streits um verletzte „Ritterehre“<sup>85</sup>, soziales Kapital und letztlich „wohl um eine ‚Deern‘“<sup>86</sup> so „daß die beiden sich in vollem Ernst und als Feinde hauen“<sup>87</sup> oder eben „prügel[]n“.

Diese Verben freilich, anders als die hier nur ganz vereinzelt Partizipien „gefallen“ und „ausgefochten“<sup>88</sup> passen schwerlich zu der Vorstellung, die solche Partizipien oder Begriffe wie „Ehrenhandel“ oder „Ritterehre“ heraufbeschwören. Die Spannung zwischen den aufgetragenen Wortfeldern verrät für ihr Teil wiederum eine intermediäre Stellung des hier vorgeführten Kampfs. Auch ist sie bezeichnend für den prekären Status der beiden Kämpfer.

Gesellschaftsgeschichtlich genommen, sind weder Jappe noch Do Escobar mustergültige Duellanten.<sup>89</sup> Weder sind sie adlig, noch leisten sie Militärdienst, noch studieren sie auch. Vielmehr haben sie tatsächlich etwas von den Boxern späterer Tage oder, mit dem Wort des Texts, das man immer wieder auf solche Boxer münzen sollte:<sup>90</sup> von „Gladiatoren“.<sup>91</sup> Sie stehen außer- und unterhalb des Milieus, dem ihr Publikum entstammt, soweit dieses einem jedenfalls näher vorgestellt wird. Vorgestellt wird es in Gestalt dreier Figuren, eines anonymen Erzählers, eines Johnny Bishop und eines Jürgen Brattström. Der Erzähler gehört ersichtlich zu den „herrschenden Familien“ der Stadt.<sup>92</sup> Johnny Bishops Familie beziehungsweise seiner verwitweten Mutter,

84 GKFA 2.1, 485.

85 GKFA 2.1, 485.

86 GKFA 2.1, 486.

87 GKFA 2.1, 486.

88 GKFA 2.1, 485, 498.

89 Vgl. Ute Frevert, *Ehrenmänner. Das Duell in der bürgerlichen Gesellschaft*, München, Beck, 1991, S. 270.

90 Vgl. z. B. Alfred Flechtheim, „Gladiatoren“, *Sport ist Mord. Texte zur Abwehr körperlicher Betätigung*, hg. von Volker Caysa, Leipzig, Reclam, 1996, S. 132–134; Joyce Carol Oates, *Über Boxen. Ein Essay*, Zürich, Manesse, „Manesse-Bücherei 10“, 1988, S. 42–47.

91 GKFA 2.1, 494.

92 GKFA 2.1, 484.



wenn sie wollte, stünde diese „Gesellschaft“<sup>93</sup> ganz selbstverständlich immer schon offen. Und Jürgen Brattströms Vater, ein „Rheder[]“, ist „zu Reichtum und öffentlichen Ämtern“ „erst“, aber immerhin, „aufgerückt“.<sup>94</sup> (Der reale Namensspender, aus der Familie „Carl Alfr. Brattström“, wohnte an derselben Straße, an der sich das Kontor der Firma Mann befand.<sup>95</sup>)

Das gehobene Milieu der Zuschauer versäumt der Erzähler bei keiner Gelegenheit gegen die beiden Faustkämpfer abzugrenzen; so beispielshalber in Bezug auf ihrer aller Bekanntschaft mit dem Ballettmeister Knaak (auch das ein für Thomas Manns Lübeck belegbarer Name<sup>96</sup>). Zwar seien „[a]uch Jappe und Do Escobar“ „seine Schüler“; aber ausdrücklich nicht „im Privatkursus wie Johnny, Brattström und“ der Erzähler selber.<sup>97</sup> Oder während in Travemünde die Bishops eine eigene Sommervilla bewohnen und der Erzähler „in einem der Schweizerhäuser“ untergebracht ist, „logier[]en“ Jappe und Do Escobar „irgendwo im Städtchen“, auf jeden Fall nicht im „Kurahotel“.<sup>98</sup> Dass sie dorthin „auch nicht gehört hätten“, das eigens und eigentlich ganz redundanterweise nochmals sicherzustellen, ist dem fiktiven Autor immerhin wichtig genug, um das Kontinuum seiner Erzählung mit einer Parenthese zu unterbrechen.<sup>99</sup>

Der eine, Jappe, „entstammt[]“ zwar wenigstens noch „dem Mittelstande der Stadt“.<sup>100</sup> Aber er ist verwahrlost. Er gilt als „Butcher“ (will sagen Stromer)<sup>101</sup>; eine, wie es scheint, im ortsüblichen Jugendjargon habitualisierte Metaphorik, die im Englischen indessen gar nicht gebräuchlich ist und desto deutlicher spricht.<sup>102</sup> Der andere, „ein exotischer Fremdling“,<sup>103</sup> steht vollends am Rand der Gesell-

<sup>93</sup> GKFA 2.1, 483.

<sup>94</sup> GKFA 2.1, 482, 484.

<sup>95</sup> „Alphabetisches Verzeichniß der Einwohner der Stadt Lübeck und dessen nächster Umgebung“, *Lübeckisches Adreß-Buch*, a. a. O., S. 1–327, hier S. 33.

<sup>96</sup> Vgl. ebd., S. 144; „Verzeichniß der Einwohner nach ihren Gewerben und Beschäftigungen“, *Lübeckisches Adreß-Buch*, a. a. O., S. 1–46, hier S. 26.

<sup>97</sup> GKFA 2.1, 492.

<sup>98</sup> GKFA 2.1, 485.

<sup>99</sup> GKFA 2.1, 485.

<sup>100</sup> GKFA 2.1, 485.

<sup>101</sup> GKFA 2.1, 485.

<sup>102</sup> Vgl. z. B. Kasia Boddy, *Boxing. A Cultural History*, London, Reaktion Books, 2008, S. 97 f.

<sup>103</sup> GKFA 2.1, 485.

schaft. Wie am heterotopischen Urlaubsort „irgendwo im Städtchen“, wohnt er auch, wenn das das richtige Wort ist, ‚zu Hause‘ und in der Stadt unbestimmt „bei irgend welchen Bürgersleuten“.<sup>104</sup> Trotz seines minderjährigen Alters lebt er so in „vollständiger Selbständigkeit“.<sup>105</sup> Er geht „nicht einmal regelmäßig zur Schule“.<sup>106</sup>

Ihrer gesellschaftlichen Deklassiertheit entsprechend, ist es denn eben bei weitem kein Duell, wofür Jappe und Do Escobar „mit knappen und verbissenen Worten Ort und Stunde zum Austrag der Ehrensache verabrede[n]“, indem sie ihre spontanen Aggressionsregungen „eleganter Rücksichten halber“ unterdrücken.<sup>107</sup> Was sie sich liefern, ist zwar keine reine, keine ganz wilde Schlägerei. Aber es ist doch nichts viel Besseres. Es ist, trotz all solcher rituellen und lexikalischer Anleihen beim Duellwesen, eine bloß schon etwas kultiviertere Prügelei. Kultiviert wird es in genau dem Maß, in dem es sich von sehr fern, doch schon erkennbar einem regelrechten Boxkampf nähert:

Der Kampf findet vor Publikum statt, als eine Art ‚Showsport‘.<sup>108</sup> Den „Wahl[]“- oder „Schicksalsplatz[]“ bildet ein „Kreis“ (ring<sup>6</sup>).<sup>109</sup> Darin erstreckt sich der Schaukampf über mehrere ‚Gänge‘ („Gang“<sup>110</sup> in der damals landläufigen Lehnbedeutung von ‚round‘<sup>111</sup>). Er ist geleitet von einem „Schiedsrichter und Unparteiische[n]“.<sup>112</sup> Dieser, „hinter“ der „Peripherie“ stehend, hat die Kompetenz, die Schaukämpfer zu „trenn[]e[n]“, sie zu „belehr[]e[n]“, auch zu bestimmen, wann ihr ‚fight‘ zu Ende und wie er ausgegangen ist.<sup>113</sup>

<sup>104</sup> GKFA 2.1, 485.

<sup>105</sup> GKFA 2.1, 485.

<sup>106</sup> GKFA 2.1, 485.

<sup>107</sup> GKFA 2.1, 486 f.

<sup>108</sup> Vgl. Gerd Hortleder, *Sport in der nachindustriellen Gesellschaft. Eine Einführung in die Sportsoziologie*, Frankfurt a. M., Suhrkamp, 1978, S. 23–55.

<sup>109</sup> GKFA 2.1, 486, 489.

<sup>110</sup> GKFA 2.1, 496.

<sup>111</sup> Vgl. Jacob Grimm und Wilhelm Grimm et al., a. a. O., Bd. 4, Abt. I, 1. Teil, Sp. 1219–1236, s. v. ‚Gang‘, hier Sp. 1222 f.

<sup>112</sup> GKFA 2.1, 489.

<sup>113</sup> GKFA 2.1, 496.

All das entspricht noch den zur gegebenen Zeit gültigen Boxregeln, den 1867 publizierten Queensberry rules.<sup>114</sup> Von diesen unterscheidet sich Jappes und Do Escobars Prügelei, die so gesehen diesen Titel eben doch noch zu Recht trägt, in nur einem, aber sehr folgenschweren Moment. Die augenfällige Differenz besteht in ‚betreff‘ der ‚gloves‘,<sup>115</sup> durch welche die Queensberry rules gegenüber den London prize ring rules von 1838/53 eine in der Geschichte des Pugilismus entscheidende Zivilisationsleistung erbrachten.<sup>116</sup> Jappe und Do Escobar dagegen, ‚nicht lange nach‘ 1870/71, prügeln sich endlich mit bloßen Fäusten. Zuvor, und das ist für den hier interessierenden Fragezusammenhang signifikant, für den status nascendi sozusagen einer Disziplin, wussten sie erst gar nicht, was tun. Erst hatten sie sich nur eben ‚mit den fünf Fingerspitzen vor die Brust‘ gestoßen, ‚mit Schultern und flachen Händen‘.<sup>117</sup>

Bei allem grundsätzlichen Einverständnis darüber, dass der Kampf bestimmten Richtlinien zu folgen habe, scheint es im einzelnen noch keinen verlässlichen Konsens über solche Regeln zu geben. Diese heißen denn auch noch nicht so, sondern schlichtweg ‚Komment‘. Sie werden also mit einem Begriff bedacht, der seinerseits wieder in das Lexikon des feudalen oder studentischen Duellwesens gehörte. So muss der Schiedsrichter den einen eigens ‚belehr[en]‘, ‚daß Festhalten‘ ‚jedem Komment‘ ‚widerspricht‘ oder, anders, sehr anders gesagt, ‚völlig verboten sei‘:<sup>118</sup> Das Syndrom der beiden gleichzeitig aufgegebenen Normkategorien – Konformität mit einem ungeschriebenen Ehrenkodex versus Verletzung eines regelinstantlich fixierten ‚Verbots‘ – wäre selbstverständlich für sein Teil wieder symptomatisch für den hier konstatablen Übergangszustand.

Auch haben offenbar die beiden Kontrahenten, ebenso wie der Schiedsrichter und einer der Zuschauer, Johnny, noch unterschiedliche Vorstellungen davon, wann ein Kampf zu Ende zu sein hat beziehungsweise wo er abgebrochen werden müsste. Für Do Escobar

<sup>114</sup> *The New Encyclopaedia Britannica*, Chicago et al., Encyclopaedia Britannica, 151991, Bd. 7, S. 870, s. v. ‚Marquess of Queensberry rules‘.

<sup>115</sup> Ebd.

<sup>116</sup> Vgl. Herbert Heckmann, ‚Der Faustkampf als edle Kunst. Boxen‘, *Schneller, höher, weiter. Eine Geschichte des Sports*, hg. von Hans Sarkowicz, Frankfurt a. M. und Leipzig, Insel, 1996, S. 113–124, hier S. 121.

<sup>117</sup> GKFA 2.1, 495.

<sup>118</sup> GKFA 2.1, 496.

dürfte es gar nicht erst so weit kommen, dass Blut fließt; und nach „Auffassung [...] der Mehrheit“ darf ein Kampf unter solchen Umständen jedenfalls nicht weitergeführt werden.<sup>119</sup> Ausdrücklich hätte es Do Escobar „sicher“ so auch gehalten, wenn nicht er selber es gewesen wäre, „der blutete“; während umgekehrt Jappe „ohne Zweifel“ seinerseits auch „mit blutender Nase weitergekämpft“ hätte.<sup>120</sup>

Mit alledem bildet die Erzählung ein frühes Stadium jenes spielkulturellen Verdrängungsprozesses ab, in dessen Verlauf die neuen, britischen Sportarten – Fußball, Tennis, Golf oder eben Boxen – das ‚deutsche‘ Turnen und die diesem integrierbaren Teildisziplinen ablösen.<sup>121</sup> Welche Rolle das Turnen bislang gespielt haben muss, besonders auch in genderpolitischer Hinsicht, gibt der Text der Erzählung unmittelbar zu verstehen. Das Turnen legt die Linie fest, der entlang der für diese Erzählung entscheidende Männlichkeitscode verläuft. Er bestimmt den Text buchstäblich von der ersten Seite an. Dort nämlich sind „Johnny und Brattström [...] vollständig nackt“, während der Erzähler dagegen, „ein wenig älter, als sie, ungefähr dreizehn“, schon Geschlechtsscham empfindet.<sup>122</sup> Bezeichnend für die Kippstelle seines Alters ist insbesondere die hier schon eingestandene Beklemmung, die ihn bei der Aussicht überkommt, dem Kampf der beiden Halbstarken beiwohnen zu sollen. Denn seine Beklommenheit rührt ausdrücklich von der Gefahr her, seinerseits seinen Mann stehen zu müssen und nicht wie die jüngeren beiden bloß Zuschauer bleiben zu dürfen.<sup>123</sup> Wie er sich körperlich nicht mehr als Kind fühlt, so fürchtet er sich andererseits also doch vor dem Status, auf den Jappe und Do Escobar Anspruch erheben.

Obwohl „nicht älter als fünfzehnjährig“, rauchen sie, kleiden sie sich „herrenmäßig“ und liefern sie sich eben in ihrer „verwegene[n] Fortgeschrittenheit“<sup>124</sup> einen öffentlichen „Zweikampf“.<sup>125</sup> Wer als vollwichtiges Mannsbild passieren darf und wer nicht, dafür aber scheint bisher das Turnen einen Goldstandard abgegeben zu haben.

<sup>119</sup> GKFA 2.1, 498.

<sup>120</sup> GKFA 2.1, 498.

<sup>121</sup> Vgl. Henning Eichberg, a. a. O., S. 185–196.

<sup>122</sup> GKFA 2.1, 482.

<sup>123</sup> Vgl. GKFA 2.1, 487.

<sup>124</sup> GKFA 2.1, 485 f., 490.

<sup>125</sup> GKFA 2.1, 498.

Von den „Kombattanten“,<sup>126</sup> die dem Erzähler „so groß und männlich“<sup>127</sup> vorkamen und noch immer vorkommen, heißt es in diesem Zusammenhang und in einer sehr bemerkenswerten Klimax, die zuletzt übrigens wieder in die Isotopie von Duelllehre und Satisfaktionsfähigkeit mündet: dass sie „zu spät zu Bett gingen, Wirtshäuser besuchten, abends in der Breitenstraße bummelten“ (wieder eine Lübecker Adresse),<sup>128</sup> „den Mädchen nachstiegen, wagehalsig *turnten*, *kurz*: *Kavaliere*“ seien.<sup>129</sup>

Oder um andererseits das heikle Verhältnis zu bezeichnen, in dem der „Schiedsrichter“ des statthabenden Faustkampfes, Herr Knaak, „zu der streitbaren und ausgesprochen männlich gesinnten Jugend“ steht, braucht der Erzähler nur rhetorisch zu fragen: „Konnte er *turnen*? Hatte er es jemals gekonnt?“ Was genau so viel besagt wie: „Hatte er Mut? Hatte er Kräfte? Kurz, war er als *honorig* zu betrachten?“<sup>130</sup>

Zu *turnen* oder *geturnt* zu haben war damals also ganz offensichtlich noch ein Ausweis für „Kraft, Mut und jederlei rauhe Tugend“, all das eben, was, „nicht lange nach dem Kriege“, das deutsche Männlichkeitsideal ausmachte. Wer *turnte*, war „kurz“ und gut ein Mann; wer nicht, „ein Weichling“<sup>131</sup> oder „Feigling“.<sup>132</sup> Und was einen daran heute befremden kann, zeugt lediglich von der Nachhaltigkeit jenes Verdrängungsvorgangs, in dessen Folge eben die importierten Sportarten die dem *Turnen* und seinen ‚Festen‘ integrierten Disziplinen ersetzten, um so auch die Funktion der Gender-Markierung zu übernehmen. Hierbei nahm offensichtlich der Boxsport langsam, aber sicher den Platz des Ringens ein, das seinerzeit als „Turnkunst“ galt und eine „auf Turnfesten“ noch „beliebte[] Wettübung“ war.<sup>133</sup>

Der Ersetzungsvorgang hat in *Wie Jappe und Do Escobar sich prügeln* nur gerade erst begonnen. Wie zaghaft und vorläufig sein Beginn hier noch ist, zeigt sich dort, wo Jappes und Do Escobars Kampf

<sup>126</sup> GKFA 2.1, 493.

<sup>127</sup> GKFA 2.1, 485.

<sup>128</sup> „Register der Einwohner“, a. a. O., S. 337–339.

<sup>129</sup> GKFA 2.1, 485; im Original keine Hervorhebung.

<sup>130</sup> GKFA 2.1, 491 f.

<sup>131</sup> GKFA 1.1, 686.

<sup>132</sup> GKFA 2.1, 492.

<sup>133</sup> *Brockhaus' Konversations-Lexikon*, a. a. O., Bd. 13, S. 893, s. v. ‚Ringens‘. Vgl. *Brockhaus' Konversations-Lexikon*, a. a. O., Bd. 16, S. 7–10, s. v. ‚Turnen‘, hier S. 9.

nach „nur gute[n] zehn Minuten“ abbricht und sich herausstellt, dass es bei diesem einen bleiben wird.<sup>134</sup> Über dieses Ereignisvakuum helfen sich die enttäuschten Zuschauer endlich hinweg, indem sie gewissermaßen regredieren. Sie begnügen sich nicht mehr damit, nur eben ein voyeuristisches Publikum abzugeben. Statt bloß der ‚compétition‘ zweier „einzelne[r]“ zuzusehen, bilden sie wieder eine sozusagen vortouristische „Gemeinschaft“. Sie verlegen sich zu diesem Zweck im wahrsten Sinn des Worts auf Übersprungshandlungen. Zuletzt nämlich geht „man denn“ von der ‚compétition‘ zu „Turnerstückchen“ über, „Bockspringen über des Nächsten Rücken, Kopfstehen, Handgehen und dergleichen mehr“.<sup>135</sup>

Indessen ist die wesentlich nicht-kompetitive, gemeinschaftlich betriebene „Spielerei“<sup>136</sup> solchen Turnens nota bene nicht die erste Ersatzhandlung, die man nach dem Quasi-Boxkampf in Ermangelung dieses Besseren erwägt. Als allererstes „verlangt[] jemand“ just die ungleich harmlosere Art Unterhaltung, an deren Stelle das gefährlichere, sensationellere Boxen treten sollte beziehungsweise hier zu treten soeben im Begriff war:

„Dann soll gerungen werden!“ verlangte jemand. Dieser Vorschlag fand wenig Beifall. Aber mitten hinein in die Beratungen darüber ließ Do Escobar (und ich vergesse nie den peinlichen Eindruck, den es machte) hinter seinem blutigen Schnupftuch hervor seine heisere spanische Stimme vernehmen: „Ringen ist feige. Ringen tun die Deutschen!“ – Eine unerhörte Taktlosigkeit von seiner Seite, die denn auch sofort die gebührende Abfertigung fand. Denn hier war es, wo Herr Knaak ihm die ausgezeichnete Antwort erteilte: „Möglich. Aber man sagt auch, daß die Deutschen den Spaniern zuweilen tüchtige Prügel geben.“ Beifälliges Gelächter lohnte ihm; seine Stellung war sehr gefestigt seit dieser Entgegnung, und Do Escobar war für heute nun endgültig abgetan.

Aber daß Ringen mehr oder weniger langweilig sei, war doch die vorherrschende Meinung [...].<sup>137</sup>

Wenn man also, bei aller Empörung über die Taktlosigkeit des Ausländers, nach beendetem Pseudo-Boxkampf und verglichen mit diesem, Ringen „mehr oder weniger langweilig“ findet, dann antizipiert das den Abschluss ebendes Prozesses, in dem die ganz neue, englische Kampfsportart das einheimische, alte, „griechisch-römische“

<sup>134</sup> GKFA 2.1, 498 f.

<sup>135</sup> GKFA 2.1, 500.

<sup>136</sup> GKFA 2.1, 500.

<sup>137</sup> GKFA 2.1, 500.

Ringern weit zurückdrängen sollte.<sup>138</sup> Dabei sind die nationalkulturellen Weiterungen des Substitutionsprozesses an dieser Stelle leicht greifbar. Zwar empören sich die so Angegriffenen über die peinlich ausfällige Art, wie sich der unterlegene Ausländer für seine Schmach schadlos zu halten versucht. Der nationale Faktor aber, den dieser ansetzt, um das vergleichsweise „feige“ Ringen gegen das in der Tat tollkühne Boxen auszuspielen, bleibt „doch“ unbestritten. Implizite wird er beglaubigt; und zwar nicht nur der ‚Möglichkeit‘ nach, die Knaaks Figurenrede explizit einräumt. Dass „die Deutschen“ ringen, *noch* ringen, bisher rangen, bezeugt ja allein schon der unverzüglich aufgebrachte Vorschlag, es auch *hic et nunc* nochmals zu „tun“.

### III

Die Herkunft des Sportimports, angesichts dessen den Deutschen der Spaß an der einheimischen Schwerathletik verging, scheint der Text wieder durchaus mit zu reflektieren. Jedenfalls ließe sich so seine sehr eigentümliche Anlage erklären und verstehen oder, wenn man so will, seine Missglücktheit, die etliches zur Kläglichkeit seiner Rezeptionsgeschichte beigetragen haben mag. *Wie Jappe und Do Escobar sich prügeln* hat gewissermaßen kein Thema. Oder genauer gesagt hat die Erzählung kein eigentliches, kein ‚verbindliches‘ Thema. Sondern sie zerfällt in thematisch verschiedene Hälften. Sie ist sozusagen elliptisch angelegt. Sie gravitiert um zwei Brennpunkte. Ersichtlich wird ihre Elliptik schon an einer Diskrepanz ihrer beiden Enden, an der seltsamen Divergenz von Titel und *fabula docet*. Im *fabula docet* ist nämlich weder von Jappe noch von Do Escobar die Rede, noch auch davon, wie der eine sich mit dem anderen prügelte. Sondern Thema soll, dem Titel zum Trotz, allein Johnny Bishop sein. Denn die Erzählung endet so: „Er [scil. Johnny] vermittelte mir die ersten Eindrücke von der eigentümlichen Überlegenheit des englischen Nationalcharakters, den ich später so sehr bewundern lernte.“<sup>139</sup>

Diesem Explicit zufolge geht es in der Erzählung also um den „englischen Nationalcharakter[]“. Es gehe um dessen „Überlegenheit“, wie sich eben eine englische Superiorität auch in der Geschich-

<sup>138</sup> Vgl. Henning Eichberg, a. a. O., S. 201.

<sup>139</sup> GKfA 2.1, 500.

te der Spielkultur durchsetzen sollte.<sup>140</sup> Zu diesem Ende, den englischen Nationalcharakter und seine Differenz zur deutschen Umgebung herauszutreiben, wird Johnnys Anglizität stark betont. Sie wird wohl etwas stärker ausgestellt, als es realiter noch glaubhaft wäre. Denn Johnny ist längst nicht so fremd wie etwa der Exot Do Escobar. Er ist, wie die hierfür verräterische Alternativformulierung lautet, „Ausländer oder halber Ausländer“.<sup>141</sup> Der verstorbene Vater Johnny Bishops, trotz dieses Vor- und dieses Nachnamens, war Deutscher, „ein deutscher Kaufmann“, der „sich in England hatte naturalisieren lassen“.<sup>142</sup> Daher vielleicht der englische oder anglierte Geschlechtsname. (Die biographische Modellfamilie hieß eh und je einfach „Eckhoff“.<sup>143</sup>)

„Engländerin von Geblüt“ jedenfalls ist allein die Mutter.<sup>144</sup> Dennoch soll dem Sohn seine Alterität auf den Leib und ins Gesicht geschrieben stehen. Seine ‚Englishness‘ stellen nicht nur die „englische[] Inschrift“ seiner „bebänderte[n] Mütze“ oder der „Matrosenanzug“ zur Schau,<sup>145</sup> den er zu dieser Mütze trägt und der ihn wie seine übrigen „echte[n] englische[n] Matrosenanzüge“<sup>146</sup> von den andern unterscheidet, von den Eingesessenen sowohl wie von einem Do Escobar. Denn ganz anders als dieser, der zum Beispiel, leicht anachronistischerweise, ein „silberne[s] Armband“<sup>147</sup> tragen soll und damit der Herrenmode seiner Zeit geringfügig schon voraus wäre,<sup>148</sup> gerät Johnny, gemäß dem für seinen Nationalcharakter typischen ‚understatement‘, unter keinen auch noch so leisen Verdacht, „geckenhaft“ zu sein oder gar so „maßlos eitel“<sup>149</sup> und affektiert wie der „Südlän-

<sup>140</sup> Vgl. Wolfgang Behringer, *Kulturgeschichte des Sports. Vom antiken Olympia bis ins 21. Jahrhundert*, München, Beck, 2012, S. 271–282.

<sup>141</sup> GKFA 2.1, 483; im Original keine Hervorhebung.

<sup>142</sup> GKFA 2.1, 483.

<sup>143</sup> Vgl. Peter de Mendelssohn, *Der Zauberer. Das Leben des deutschen Schriftstellers Thomas Mann*, Frankfurt a. M., Fischer, 21996, Bd. 2, S. 1411.

<sup>144</sup> GKFA 2.1, 483; im Original keine Hervorhebung.

<sup>145</sup> GKFA 2.1, 488 f.

<sup>146</sup> GKFA 2.1, 483.

<sup>147</sup> GKFA 2.1, 490.

<sup>148</sup> Vgl. *Brockhaus' Konversations-Lexikon*, a. a. O., Bd. 1, S. 893, s. v. ‚Armbänder‘, vs. *Meyers Konversations-Lexikon*, a. a. O., Bd. 1, S. 902, s. v. ‚Armband‘: „tragen [...], wie auch gegenwärtig, nur Frauen solchen Schmuck“.

<sup>149</sup> GKFA 2.1, 483, 495.



der“, als der dieser bei einer hierfür ganz genau einschlägigen Gelegenheit bezeichnet wird: „den leichtbeweglichen Südländer zu *spielen*“.

Nicht nur seiner Kleidung oder seinem Kulturkörper also ist Johnny seine ‚otherness‘ anzusehen. Sondern bis ins Register des Realen hinab erscheint er als typischer Angelsachse. Als solchen gibt ihn aus kranilogisch informierter Sicht sein „englische[r] Kopf“ zu erkennen.<sup>150</sup> Wie sein englischer Schädel „länglich[]“, so ist sein Gesicht „lang[]“.<sup>151</sup> Es ist das „lange[] Gesicht“<sup>152</sup> seiner Mutter – und übrigens auch „des Amerikaners“<sup>153</sup> im *Tod in Venedig* oder jener „drei große[n] amerikanische[n] Jünglinge“<sup>154</sup> aus *Tonio Kröger*, die wie schon angedeutet überhaupt eher englische denn amerikanische Züge tragen.<sup>155</sup> So trainieren sie ja auch ein damals erst „in *England* ganz allgemein geübtes Ballspiel“ – die „*englische Krankheit*“ –, nicht etwa ‚football‘ im Sinn von Rugby;<sup>156</sup> ein Merkmals- oder Stereotypen-amalgam, wie es mutatis mutandis schon im Namen beziehungsweise im portugiesischen Titel des angeblichen Spaniers Do Escobar vorliegt.<sup>157</sup>

Wie seinem Äußeren, so soll auch Johnnys Sprache ein unassimilierbarer Rest anhaften, der ihn als „Ausländer“ zu markieren hat; und sei es auch um den Preis aller Plausibilität. Die Bishops nämlich leben offenbar schon seit „Jahren“<sup>158</sup> vor Ort. Dem entsprechend scheint Johnny sogar den lokalen Dialekt zu beherrschen. Das einzige plattdeutsche Wort der Erzählung jedenfalls, „Deern“ eben, kommt ausgerechnet aus seinem Mund. Aber dennoch soll er sich in der mehrjährigen Zeitspanne, ‚ungeachtet‘ seiner auch jetzt erst allerhöchstens elf, zwölf Jahre, phonetisch noch nicht ohne gewisse piè-

<sup>150</sup> GKFA 2.1, 483.

<sup>151</sup> GKFA 2.1, 483.

<sup>152</sup> GKFA 2.1, 483.

<sup>153</sup> GKFA 2.1, 529.

<sup>154</sup> GKFA 2.1, 302.

<sup>155</sup> Vgl. z. B. zu ihrer Diät Yahya Elsaygh, „Amerikaner“, a. a. O., S. 155, 158.

<sup>156</sup> *Meyers Konversations-Lexikon*, a. a. O., Bd. 6, S. 1019, s. v. ‚Fußball‘; im Original keine Hervorhebung.

<sup>157</sup> Vgl. Ford B. Parkes-Perret, „*Wie Jappe und Do Escobar sich prügeln*“. ‚Ein Nichts von einer Geschichte?‘, *Germanic Review* 70/4, 1995, S. 138–144, hier S. 138.

<sup>158</sup> GKFA 2.1, 483.

ces de résistance ans Hochdeutsche akkulturiert haben. In diesem habe er noch immer einen „lieblichen Akzent“.<sup>159</sup>

Vor allem aber erweist er sich von der ersten Seite an als resistent gegen die orts- und landesüblichen Männlichkeitsvorstellungen. „Das Ideal der Männlichkeit“ komme „abhanden in seiner Nähe“.<sup>160</sup> Er habe etwas „Mädchen[]“-haftes,<sup>161</sup> „etwas von einer Frau, die sich konserviert und über andere lustig macht, die es weniger tun“.<sup>162</sup> Den so fixierten Gegensatz zu allem Männlich-Harten könnte man nun als ein Grundarrangement des Texts interpretieren, der es allen *advocati auctoris* erlaubte, dessen dann nur vermeintliche Schwäche gegen seine Rezeptionsgeschichte in Schutz zu nehmen und die Ellipse seiner Anlage *ad bonam partem* umzuwerten. Deren beide Brennpunkte wären so jedenfalls schon aneinander zu vermitteln. Sie ließen sich zueinander in eine ironische Beziehung setzen. Denn wie Johnny, obgleich noch eindeutig diesseits der Pubertät, typisch adoleszente Zoten reißt,<sup>163</sup> so hat ausgerechnet dieser dermaßen unmartialische Charakter als Katalysator der ganzen Erzählung von Jappe und Do Escobar zu dienen.

Durch ihn erst erfährt der Erzähler von dem anberaumten Kampf. Er ist es, der diesem, im Unterschied zum Erzähler, mit ungeteilter Freude entgegenseht. Über seine direkten Reden werden die einzelnen Etappen des Kampfs kommentiert. Dabei spiegeln ebendiese Kommentare, gerade weil sie einem halben Engländer in den Mund gelegt sind, der in jeder anderen Hinsicht dazu nicht berufen wäre – weder charakterlich noch von seinem Lebensalter her –, die Herkunft des hier erst zaghaft oder halbbatzig eingeführten Boxsports.

Johnny vermag die „Siegeschancen“ eines und des anderen von Anfang an treffsicher zu erwägen.<sup>164</sup> Wenigstens virtuell „wette[t]“ er, „daß Jappe“ den anderen „unterkriegt“.<sup>165</sup> (Von „bets“ ist bereits im

<sup>159</sup> GKFA 2.1, 496.

<sup>160</sup> GKFA 2.1, 482.

<sup>161</sup> GKFA 2.1, 482.

<sup>162</sup> GKFA 2.1, 483.

<sup>163</sup> GKFA 2.1, 489; vgl. GKFA 2.2, 359.

<sup>164</sup> GKFA 2.1, 486.

<sup>165</sup> GKFA 2.1, 495.

ältesten Boxreglement die Rede, jenen London prize rules.<sup>166</sup>) Er weiß, wie einer „fertig gemacht“ wird oder was „nichts“ bringt, was ‚sitzt‘ und was ‚wehtut‘.<sup>167</sup> Und er schließlich bestimmt, wann sich das Zusehen nicht mehr lohnt und wo folglich die Erzählung an ihr Ende gelangt. Dieses für ihn sozusagen vorzeitige Ende, dass also Jappes und Do Escobars Kampf so, dass er so bald endet, ohne dass einer oder der andere „gefallen“ wäre, „erstaunt und enttäuscht“ den Engländer expressis his verbis.<sup>168</sup> Offensichtlich geht dieser von dem Normalfall aus, dass erst und allein ein ‚knockout‘ den Kampf entscheidet und beendet. (Siegen oder Verlieren nach Punkten war denn in der Geschichte des Boxsports lange Zeit kontrovers.<sup>169</sup> Noch in den Zwanzigerjahren konnte Bertolt Brecht „in der Propagierung des Punktverfahrens“ eine „sportsfeindliche Tendenz“ argwöhnen: „Je weiter sich der Boxsport vom K. o. entfernt, desto weniger hat er mit wirklichem Sport zu tun.“<sup>170</sup>)

Statt das Prinzip ‚compétition‘ aber zum Äußersten kommen zu lassen, einem k. o. (oder auch nur zu einem Punktesieg), setzt der Schiedsrichter und Ballettmeister die Geltung dieses Prinzips hier aus, indem er sich allerdings den Anschein gibt, sich doch daran zu halten. Unter „allgemein[er]“ Zustimmung und zum Verdruss offenbar allein des Engländers geht die ‚compétition‘ hier wiederum in einen anderen Spielmodus über oder, mit dem Wort des Texts, in einer „Fiktion“ auf. Es hat vorderhand sein Bewenden mit „Herrn Knaaks so zarte[r] Fiktion, daß der Zweikampf unentschieden geblieben sei“.<sup>171</sup> Ohne also etwa schon mit den Rollenskripten des Sports zu rechnen, mit dem ‚guten Verlierer‘ eines ‚agon‘, setzt Knaak auf ‚simulacré‘, um den Unterlegenen das Gesicht wahren zu lassen; zumindest fürs erste.

<sup>166</sup> Robert G. Rodriguez, *The Regulation of Boxing. A History and Comparative Analysis of Policies Among American States*, Jefferson (North Carolina), McFarland, 2009, S. 26 f. Vgl. Herbert Heckmann, a. a. O., S. 118.

<sup>167</sup> GKFA 2.1, 496.

<sup>168</sup> GKFA 2.1, 498.

<sup>169</sup> Vgl. Michael Kohtes, a. a. O., S. 38 f.

<sup>170</sup> Bertolt Brecht, „Die Todfeinde des Sportes“, in: ders., *Werke. Große kommentierte Berliner und Frankfurter Ausgabe*, hg. von Werner Hecht et al., Berlin und Weimar, Aufbau, und Frankfurt a. M., Suhrkamp, 1988–2000, Bd. 21: *Schriften I. Schriften 1914–1933*, S. 224 f., hier S. 225.

<sup>171</sup> GKFA 2.1, 498.

Behalten oder gewinnen Fiktion und ‚simulacre‘ damit vorläufig die Oberhand über die ‚compétition‘, so stimmt das erstaunlich genau mit dem ‚day job‘ dessen überein, der auf die „zarte Fiktion“ verfällt. Nicht umsonst hat François Knaak sich nur widerwillig in die neue Funktion eines gefügt, dem es obliegt, die ‚compétition‘ zu beaufsichtigen und zu entscheiden.<sup>172</sup> Als „Ballettmeister“,<sup>173</sup> der „Tanz- und Anstandsunterricht“ erteilt,<sup>174</sup> gehört diese weitaus älteste unter den hier auftretenden Figuren einer anderen Welt oder Zeit an. Und nicht von ungefähr erinnert er hierin an jenen anderen, seinerseits „alte[n]“ Träger eines französisch-deutschen Namens, Jean Jacques Hoffstede. Mit seinem deutschen „Verslein nach dem Französischen...“,<sup>175</sup> das auch ganz buchstäblich „aus sorgloserer Zeit“ in die Gegenwart hinüberreicht, nämlich auch nur schon nach Ausweis seines alexandrinischen Metrums oder seiner ebenso altväterischen Orthographie („Schwerdt“, „beyde“), entschärft Hoffstede ja für sein Teil eine konfliktuöse Szene, bevor das über der „Carambolage“ geführte Gespräch in einen grobschlächtigen Streit eskalieren kann.

Einer anderen Zeit entstammt François Knaak auch in einem ganz besonderen, gleichsam ontogenetischen Sinn, nämlich aufs Ganze des Gesamt- und des Frühwerks bezogen. Bei ihm, bis in die Einzelheiten seines Portraits und seines affektiert-„affigen“<sup>176</sup> Gebarens, handelt es sich um einen Revenant aus jener älteren, den *Buddenbrooks* ziemlich eng verwandten Erzählung mit dem so unsportlichen Protagonisten. Schon in *Tonio Kröger* erteilte ein François Knaak den „Angehörige[n] von ersten Familien“ im „Privat-Kursus“ Unterricht in „Anstand“ und „Tanz“.<sup>177</sup> Genau gesagt brachte er ihnen in Tonios Jugend die Menuettschritte bei, sozusagen den Alexandriner unter den Tänzern, soll heißen einen, ja *den* höfischen Tanz schlechthin (während der erwachsene Tonio die Doppelgänger Hans

<sup>172</sup> Vgl. GKFA 2.1, 491–493.

<sup>173</sup> GKFA 2.1, 486, 489.

<sup>174</sup> GKFA 2.1, 491.

<sup>175</sup> GKFA 1.1, 45.

<sup>176</sup> GKFA 2.1, 257.

<sup>177</sup> GKFA 2.1, 256.

Hansens und Ingeborg Holms vermutlich<sup>178</sup> bei einem typisch bürgerlichen Paartanz belauschen sollte, dem Walzer).<sup>179</sup>

François Knaak also, ‚der Franke‘, der in *Tonio Kröger* von Anfang an französisch redet und auch seine deutschen Reden mit französischen Brocken durchsetzt, ist und war von jeher ein Lehrer frankophiler Höflichkeitsformen. Als Hüter solcher Art Körperbeherrschung steht der „Maître de plaisir“<sup>180</sup> dem englischen Sport und allem diametral gegenüber, was dieser an ideologischen Implikationen mit sich bringt. In der vorbürgerlichen Bewegungskultur, die Knaak repräsentiert, hat der Körper noch Mittel und Bestandteil einer „Gemeinschaft“ zu sein, des höfisch-höflichen Zeremoniells als eines Scheins, eines Schauspiels oder eines reinen ‚simulacre‘.

Mit dieser ‚spektakulär‘-spielerischen Alternative zur verbissenen ‚compétition‘ der „einzelnen“ nimmt es indessen im Text selbst noch ein Ende; und zwar dort, wo Knaak seine Fiktion endlich doch noch revoziert und den schönen, „zarte[n]“ Schein zu wahren aufhört. Seine noble Geste stößt ja in dem Augenblick auf ihre Toleranzgrenze, da ihm der so Geschonte die zarte Fiktion schlecht dankt. Knaak partizipiert jetzt seinerseits an dem chauvinistischen Diskurs, wie er dem ganzen Text so bedrückend offenkundig zugrunde liegt. Denn in seiner elliptischen Anlage handelt dieser ja einerseits vom bewundernswerten Engländer und Germanen, andererseits vom verächtlichen Spanier, Romanen und „Südländer“, dem hier, in einer leibhaftigen Wiederverwörtlichung der Redewendung, die Hosen heruntergelassen werden.

So gedemütigt, wagt es Do Escobar bekanntlich, „die Deutschen“ zu ‚guter‘ Letzt als „feige“ zu beschimpfen. Er entblödet sich nicht, damit das „rauhe“ und kriegerische Bild in Zweifel zu ziehen, das sie „nach dem“ Sieg über Frankreich von sich selbst hatten. Das eben provoziert Knaaks „Entgegnung“, die Do Escobars symbolisches Kapital „endgültig“ vernichtet. Gleichzeitig und gegenläufig dazu wird Knaaks Sozialkapital aufgestockt. Seine Position wird „sehr gefestigt“, nachdem der Erzähler „die Stellung François Knaaks im Leben“ sonst „immer sonderbar und phantastisch gefunden“ haben

<sup>178</sup> Vgl. GKFA 2.1, 308–310.

<sup>179</sup> Vgl. Rudolf Braun und David Gugerli, *Macht des Tanzes – Tanz der Mächtigen. Hoffeste und Herrschaftszeremoniell 1550–1914*, München, Beck, 1993, S. 166–202.

<sup>180</sup> GKFA 2.1, 486.

will.<sup>181</sup> Sonderbar und phantastisch war sie selbstverständlich deshalb, weil sie sich anhand der Klassifikationskriterien nicht verorten ließ, die zur gegebenen Zeit und am gegebenen Ort der Handlung herrschten. Als erratisches Überbleibsel des ancien régime hatte Knaak innerhalb der bürgerlichen Ordnung keine fest definierte Stelle. Das Gerücht etwa von seiner Familienvaterschaft erzeugte „eine komische Vorstellung!“<sup>182</sup>

Vor allem jedoch kamen ihm die deutschnationalistischen Denk- und Wertungsmuster nicht bei. Vielmehr hebelte er deren seinerzeit wichtigstes durch seine schiere Existenz aus. Oder immerhin stellte er es schon ex nomine in Frage, ex nominibus, mit seinem sehr französischen Vor- und seinem geradeso deutsch anmutenden Nachnamen (unter dessen in Lübeck aktenkundigen Trägern übrigens zu Thomas Manns Zeit anscheinend kein einziger einen französischen Vornamen trug,<sup>183</sup> wie auch das biographische Modell schlechtweg *Rudolf Knoll* hieß<sup>184</sup>). Seine Person überspielte die Differenzen zum damals gerne so genannten Erbfeind, die das deutsche Selbstgefühl dermaßen zu beflügeln vermochten „nach dem Kriege“, dem blutigsten aller Ernstfälle von ‚compétition‘. Dass es nicht zuletzt auch seine nationale Ambiguität oder Unzuweisbarkeit war, was an der „Stellung François Knaaks im Leben“ zu denken gab, zeigt eben der Moment, in dem diese sonst so gefährdete „Stellung“ stabilisiert wird. Stabil wird sie ja dadurch, dass Knaak nun seinerseits auf den nationalistischen Diskurs einschwenkt und sich unmissverständlich auf die Seite der und des Deutschen schlägt.

Jappes und Do Escobars sportliche oder pseudosportliche, immerhin vor Publikum ausgetragene ‚compétition‘, während sie für einen „Ausländer“ wie Johnny ein „Privatvergnügen“ bleiben muss,<sup>185</sup> bekommt also endlich eine beklemmend aktuelle, entschieden politische Dimension.<sup>186</sup> Sie gerät letztlich in den Dienst einer nationalen

<sup>181</sup> GKFA 2.1, 491.

<sup>182</sup> GKFA 2.1, 492.

<sup>183</sup> „Verzeichniß der Einwohner der Stadt Lübeck“, a. a. O., S. 114. Vgl. „Verzeichniß der Einwohner nach ihren Gewerben“, a. a. O., S. 26.

<sup>184</sup> Vgl. Peter de Mendelssohn, a. a. O., Bd. 1, S. 178.

<sup>185</sup> GKFA 2.1, 499.

<sup>186</sup> Vgl. Ford B. Parkes-Perret, a. a. O., S. 139; Guido Freisberg, „Fi donc! – deswegen verkloppt man sich doch nicht!‘: National Stereotyping and Juvenile Male Discourse in Thomas Mann’s Novella *Wie Jappe und Do Escobar sich prügelten*“,

Selbstvergewisserung. Die dieser inhärente Bösartigkeit verbirgt sich hinter einem aus der Konfliktforschung sattsam bekannten Narrativ selbstgerechter Schuldzuweisung. Es ist der Andere, der Aus- und Südländer, er zuerst, der „die Deutschen“ takt- und grundloserweise zu provozieren sich erdreistet haben soll. Deren Kollektiv vermag sich in der dadurch allererst geschaffenen Situation mit einem der Seinen zu identifizieren. Oder etwas genauer genommen wählt es sich diesen einen weniger als einen der Seinen denn dass es ihn zu dem Zweck als einen der Seinen redefiniert. Denn Jappe bewegt sich ja, „Stromer“ und „Butcher“, der er ist, auch räumlich konkret am Rand der Travemünder Feriengesellschaft. So verstanden, wäre er eigentlich ein denkbar unberufener Repräsentant der ‚in-group‘. Aber solche soziale Differenzen, wie selbst die zu einem Unikum wie Knaak oder erst recht die zwischen Oberschicht und Mittelstand, werden eben in der kollektiven Teilhabe an der sportähnlichen ‚compétition‘ annulliert.

Die Erzählung von dieser ‚compétition‘ ist damit symptomatisch nicht allein für die erzählte, sondern erst recht für die Entstehungszeit des Texts. Dieser gibt nicht nur etwas von der Mentalität zu spüren, die zur erzählten Zeit herrschte, „nicht lange nach dem“ gewonnenen Krieg. Sondern er ist auch Teil und Ausdruck eines Jahrzehnte jüngeren, zu Recht ‚Vorkrieg‘ genannten Zeitgeists.<sup>187</sup> Nicht viel anders, nur etwas spielerischer als der Anfang der nächstjüngeren Novelle, *Der Tod in Venedig*, nimmt das Ende der Erzählung von Jappe und Do Escobar den nächsten Krieg vorweg, der freilich, für sein Teil als gleichsam klassenlos wahrgenommen,<sup>188</sup> nicht mehr so ausgehen sollte wie der letzte oder wie die hier erzählte germanisch-romanische ‚compétition‘.

*Journal of the Australasian Universities Language and Literature Association* 110, 2008, S. 73–93, hier S. 88.

<sup>187</sup> Vgl. Joseph Vogl, „Krieg und expressionistische Literatur“, *Naturalismus; Fin de siècle; Expressionismus. 1890–1918*, hg. von York-Gothart Mix, München, Deutscher Taschenbuch Verlag, und München und Wien, Hanser, „Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart 7“, 2000, S. 555–565, hier S. 556–558.

<sup>188</sup> Vgl. GKFA 15.1, 527 f.; Gerd Krumeich, „Langemarck“, *Deutsche Erinnerungsorte*, hg. von Etienne François und Hagen Schulze, München, Beck, „Beck’sche Reihe 3“, 2009, S. 293–309, hier S. 296 f.; Yahya Elsaghe, *Krankheit*, a. a. O., S. 148.

### Abstract

Du point de vue de l'histoire sociale, le conte, datant d'avant-guerre *Wie Jappe und Do Escobar sich prügelten* de Thomas Mann, est un document qui témoigne du changement qui s'est produit dans la culture allemande du jeu et dans celle de l'aspect physique à la fin du dix-neuvième et au début du vingtième siècle. Cette lecture donne également un aperçu de l'œuvre complet de l'auteur et en particulier du rôle douteux que le sport et les athlètes y jouent de manière générale.